

Gina Mayer

**DIE
VERLORENEN
SCHUHE**

Roman

Thienemann

Im verbrannten Hof
Steht noch der Brunnen
Voll Tränen

Wer weinte sie
Wer trinkt
Seinen Durst leer

Rose Ausländer

BANKAU, SCHLESISIEN*

September 1939

Die beiden Männer standen auf der anderen Seite des Gebüschs. Inge konnte sie nicht sehen, sie hörte nur ihre Stimmen.

Der eine von ihnen war ihr Lehrer. Die andere Stimme konnte sie nicht. »Was sagen Sie dazu?«, fragte der Fremde in einem leisen, drängenden Ton, als erkundigte er sich nach einer Sache von größter Wichtigkeit.

Es war der 14. September 1939. Vor zwei Wochen hatte der Krieg begonnen. Am Vortag hatte ein Wagen voll Freiwilliger Bankau verlassen. Junge Männer in Uniform, die jubelnd ihre Mützen in die Luft warfen.

Inge war dreizehn Jahre alt. Sie hatte noch niemals einen Krieg miterlebt. Sie hatte überhaupt noch nichts erlebt. Sie hatte alles noch vor sich.

Sie hörte, wie ihr Lehrer antwortete, aber sie konnte nicht verstehen, was er sagte.

Sie verstand nur den Fremden. Was er jetzt sagte, würde sie nie mehr vergessen.

»Herr Lehrer«, sagte der Fremde, »wenn dieser Krieg hier vorüber ist, dann werden wir unsere Heimat verlassen müssen.«

Inge bekam ihren Ball zu fassen, packte ihn mit beiden Händen und rannte zurück zu den anderen.

* Die mit Sternchen gekennzeichneten Begriffe sind im Glossar erklärt.

Es war ein milder Spätsommertag. Inge trug zum letzten Mal in diesem Jahr eine Bluse mit kurzen Ärmeln. Sie spürte die samtige Wärme der Sonnenstrahlen auf ihren Unterarmen.

Sie warf den roten Ball hoch in den blauen Himmel.

»Es gilt!«, schrie sie laut.

Plötzlich war ihr kalt.

HOHENAU

Oktober 1944

Die Stimme aus dem Volksempfänger* knackte und schnarrte. Hin und wieder störte ein helles Pfeifen den Empfang. Herr Baken und die anderen Männer hockten im Halbkreis vor dem Radioapparat, die Rücken gebeugt, die Köpfe gesenkt. Sie lauschten, als spräche Jesus Christus persönlich zu ihnen.

Es war jedoch nicht Jesus, sondern der Reichsminister Doktor Goebbels*. Er überbrachte den Männern die neuesten Nachrichten von der Front.

»Mit größter Beharrlichkeit und mit größtem Fanatismus werden wir den Sieg erringen«, schrie Goebbels. »Wir werden siegen! Heil Hitler!« Damit war die Übertragung beendet.

Inges Vater schaltete den Volksempfänger aus.

»Kein Wort über den Frontverlauf«, rief Herr Olenik aufgeregt. »Man erfährt gar nicht, wo sie jetzt stehen. Vielleicht sind sie schon ganz nahe.«

Inge saß ein wenig abseits von der Gruppe auf dem Diwan*. Sie hielt ihr Buch auf dem Schoß, aber sie tat nur so, als ob sie las. Die Männer sprachen viel zu laut, als dass sie sich hätte konzentrieren können.

Herr Olenik, Herr von Post, Herr Direktor Klose, Herr von Tschoschwitz, Herr von der Stein und Herr Baken, Inges Vater – das waren die Übriggebliebenen, wie sie sich selbst nannten. Olenik, der Gastwirt, war nicht eingezogen worden, weil er im letzten Krieg sein Bein verloren hatte. Der

Schuldirektor Klose war auf dem rechten Auge blind. Die anderen Männer waren Gutsbesitzer und damit unabkömmlich. Nur ihre Knechte, die Verwaltungskräfte und Stallbur-schen hatte man nach Polen, Russland und in die Tschechoslowakei geschickt. Im Gegenzug hatte man polni-sche, russische und tschechoslowakische Fremdarbeiter nach Schlesien gebracht, die jetzt die Arbeit verrichteten.

Sonst trafen sich die Übriggebliebenen immer zum Stammtisch in Oleniks Goldener Glocke. Aber heute waren sie auf Gut Hohenau zusammengekommen.

»Wie kommst du denn auf einen solchen Blödsinn«, entgegnete Herr von der Stein jetzt. »Die Front ist in Russland. Es besteht keine Gefahr.«

»Letzte Nacht konnte ich Kanonendonner hören«, meinte Herr Olenik, wobei er seine Stimme senkte, denn in diesen Zeiten war man besser vorsichtig mit dem, was man sagte. Man wurde leicht missverstanden.

»Kanonendonner«, spottete Herr von Post. »Das war dein eigener Magen, der protestiert hat, weil du dein fettes Essen nicht vertragen hast.«

»Ich meine es ernst.«

Inge betrachtete Olenik verstohlen. Sein Kopf war sehr rot. Dicke blaue Adern krochen über seine Schläfen. Er wirkte nicht verängstigt, sondern eher aufgebracht, als ob die anderen den Krieg angefangen und ihn in die Sache hineingezo-gen hätten.

»Ganz ruhig, Olenik.« Das war ihr Vater. Er sprach mit dem Gastwirt wie mit einem nervösen Pferd.

Aus dem Augenwinkel sah Inge, wie ihr Vater aufstand. Hastig senkte sie ihren Blick wieder auf das Buch. *Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre* von Goethe. Ihre Lehrerin hatte es ihr im September in die Hand gedrückt, als die Schule

in Kreuzburg wegen des Kriegs geschlossen worden war. »Nutz die Zeit, in der du zu Hause bist«, hatte sie noch gesagt. »Lies.«

Aber nun war Inge schon seit drei Wochen daheim und bis heute hatte sie weder dieses Buch noch irgendein anderes aufgeschlagen. Und auch jetzt tat sie nur so, als ob sie las. Ihr Vater fiel aber nicht darauf herein.

Sie hörte, wie sich seine Schritte näherten, und obwohl sie nicht aufsah, spürte sie seinen Blick auf ihrem Scheitel wie eine Berührung.

»Die Front ist in Russland«, sagte er. »Seit Wochen schon. Und dort wird sie auch bleiben, so lange, bis wir sie wieder zurückschlagen.«

Inge klappte ihr Buch zu und stand auf. Sie verstand ihren Vater auch ohne Worte. Er wollte, dass sie die Männer allein ließ. Solche Unterhaltungen waren seiner Meinung nach nichts für Kinder.

Vor ein paar Wochen war Albert Bausitz eingezogen worden, mit dem Inge zur Volksschule gegangen war. Albert war gerade einmal sechzehn, zwei Jahre jünger als Inge, und dennoch kämpfte er im Krieg – und sie selbst durfte nicht einmal hören, worüber die Männer redeten.

Sie zog die Tür zum Salon mit einem leisen, aber vorwurfsvollen Knall ins Schloss. Aber kaum dass sie draußen im Flur stand, verflog ihre Wut, genauso schnell wie sie aufgekomen war.

Worüber sollte sie sich auch ärgern? Dass sie nicht mit Albert und dem Rest der Männer in den Krieg ziehen konnte? Nein, bestimmt nicht, das Totschießen und Totgeschossenwerden überließ sie gerne den Männern. Mit dem Krieg wollte Inge nichts zu tun haben. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätten die Friedensverhandlungen eher heute als morgen begonnen.

Bis zum Abendessen hatte sie noch über eine Stunde Zeit. Genug Zeit für einen Ausritt, beschloss Inge. Es gab nichts Besseres, um auf neue Gedanken zu kommen.

Zu ihrem sechsten Geburtstag hatte ihr Vater ihr ein eigenes Pferd geschenkt. Gustav, ein schweres polnisches Kaltblut, stand immer noch im Pferdestall auf Gut Hohenau. Aber Inge ritt ihn nur noch sehr selten.

Sie bevorzugte Jonny, einen Hannoveraner-Hengst, der eigentlich ihrem Vater gehörte. Jonny war leidenschaftlich, schnell und rassig, er passte viel besser zu ihr als der brave Gustav, fand Inge. Ihre Eltern sahen es allerdings nicht gerne, wenn sie Jonny ritt. Besonders ihre Mutter machte sich schreckliche Sorgen.

Denn Inge war nicht nur eine begeisterte Reiterin, sie war auch eine hervorragende Pianistin. Sie spielte so gut, dass sie sich im nächsten Sommer auf dem Konservatorium in Breslau* bewerben wollte. Es war sehr schwer, dort angenommen zu werden, aber sie würde es schaffen. Vorausgesetzt natürlich, der dumme Krieg war bis zum Sommer endlich beendet, denn zurzeit war auch das Konservatorium geschlossen.

Ihre Mutter sorgte sich aber nicht nur, dass Inge vom Pferd fallen und sich den Arm brechen könnte. »Es ist Krieg«, beschwor sie ihre Tochter immer wieder. »Da kannst du doch nicht einfach ausreiten.« Dabei war die Front weit weg, das hatte ihr Vater den Männern gerade noch erklärt.

Ich würde ja auch ganz verrückt werden, wenn ich auf meine Ausritte verzichten müsste, dachte Inge, als sie den Stall betrat. Früher hatten hier sechzehn Pferde gestanden. Aber vor einem Jahr hatte die Wehrmacht die meisten abtransportiert, nur zwei schwere Ackergäule, den braven Gustav und Jonny hatte man ihnen gelassen – und das auch

nur, weil Herr Baken hervorragende Beziehungen zu Kreisleiter* Strunk hatte.

Gustav hob erwartungsvoll den Kopf, als Inge an seinem Verschlag vorbeikam. Im Vorübergehen tätschelte sie seinen Hals. »Heute nicht, Gustav.« Und morgen auch nicht. Armes Pferd.

Die Streu unter Jonnys Hufen war nass und braun von zertretenen Pferdeäpfeln. Früher hätte es so etwas nicht gegeben. Früher hatte ihr Pferdeknecht den Stall jeden Tag ausgemistet, aber nun kämpfte Hans irgendwo vor Warschau, Königsberg oder St. Petersburg, während die Polen Gut Hohenau zerstörten, indem sie einfach alles verkommen ließen. Auf dem Gutshof waren vierzehn Fremdarbeiter* untergebracht, fast so viele, wie sie früher Angestellte gehabt hatten. Aber während früher alles reibungslos gelaufen war, funktionierte heute nichts mehr.

»Das ist die slawische Art«, sagte Ortsgruppenleiter* Stenzel, der für Gut Hohenau zuständig war. Herr Baken konnte Stenzel nicht leiden, weil er ihn für falsch und verschlagen hielt. Dennoch widersprach er ihm nie, auch nicht, wenn Stenzel sagte, dass man Lehrer Hofmeister vergasen sollte, weil er früher den Bolschewisten* das Wort geredet habe. Inges Vater war mit dem Lehrer befreundet, aber er verteidigte ihn nicht vor Stenzel, denn der Ortsgruppenleiter gehörte jetzt zu den Mächtigen, und mit den Mächtigen musste man sich als Gutsbesitzer arrangieren, das war schon immer so gewesen und würde auch immer so bleiben.

Während Inge Jonny aufsattelte, schlug die Stalltür auf. Im hellen Rechteck der Tür zeichnete sich eine hohe, kräftige Gestalt ab. Inge duckte sich unwillkürlich hinter Jonnys Rücken. Dann erkannte sie das Polenmädchen.

Ob sie zum Ausmisten kam? Inge überlegte, ob sie sie fra-

gen sollte, aber dann entschied sie sich dagegen. Die Polin würde sie ohnehin nicht verstehen.

Als man sie im Sommer vor einem Jahr nach Hohenau gebracht hatte, hatte Inge versucht, sich mit ihr zu unterhalten. Inge beherrschte ein bisschen Wasserpolnisch*, Hans hatte ihr den schlesisch-polnischen Dialekt beigebracht. Heimlich natürlich, denn Inges Eltern fanden Wasserpolnisch furchtbar gewöhnlich.

Inge hatte sich ein paar Begrüßungsworte zurechtgelegt und war in die Scheune gegangen, in der die Fremdarbeiter untergebracht waren. Die Polin glotzte Inge verständnislos an, während sie ihre kleine Rede vortrug.

»Inge«, sagte Inge schließlich und zeigte auf ihre eigene Brust.

Danach zeigte sie auf die Polin. Das war ja nun nicht schwer zu verstehen, dass sie sich nach ihrem Namen erkundigte.

Die Polin verstand sie aber nicht. Sie hatte eine plumpe Figur, krauses Haar und ihr Gesicht wimmelte von rötlichen Sommersprossen. Wie alt sie wohl sein mochte? Jünger oder sehr viel älter als sie selbst? Diese breiten slawischen Gesichter waren nicht einzuschätzen.

In jedem Fall schien sie nicht die Hellste zu sein. Als Inge ihre Frage wiederholt hatte, hatte sie nur den Kopf geschüttelt. Vielleicht war sie auch verstockt.

Jetzt trat das Polenmädchen gegen einen Futtereimer, der in der Stallgasse stand. Scheppernd fiel er um. Jonny warf den Kopf hoch und wieherte leise. »Schon gut.« Inge griff nach dem Halfter. Der Kopf der Polin schoss in ihre Richtung. Inge lächelte. Die Polin lächelte nicht zurück.

»Komm, Jonny.« Inge zog das Pferd aus dem Verschlag, aber die Stallgasse war durch den Eimer blockiert. Widerwil-

lig stellte die Polin ihn weg. Wieder begegneten sich ihre Blicke, dann wandte das Polenmädchen die Augen ab.

»Danke«, murmelte Inge. Ihr Vater legte großen Wert darauf, dass sie die Fremdarbeiter höflich behandelte. Dabei verstand die Polin sie ja ohnehin nicht.

Die Luft roch nach Winter, obwohl es gerade einmal Anfang Oktober war.

Die Kronen der Buchen flackerten bereits gelbrot und orange, bald würde der Wald in Flammen stehen. Kurz darauf würden die Blätter von den Zweigen fallen und die kahlen Äste von Schnee bedeckt werden.

Im Winter geht der Krieg zu Ende, dachte Inge. Endlich. Der Feind hatte keine Kraft mehr, er schleppte sich nur noch von einer Schlacht zur anderen, das hatte Reichsminister Goebbels vorhin noch in seiner Rundfunkansprache erklärt. Ein strenger Winter würde den geschwächten Armeen den Rest geben. Die Russen*, Amerikaner, Franzosen und Engländer würden kapitulieren.

Deutschland würde siegen.

Spätestens im Sommer wären die Bombenschäden beseitigt, was zerstört war, würde wieder aufgebaut werden. Alles wäre wie früher, nur besser, denn Inge würde im Konservatorium aufgenommen werden und den lieben langen Tag nur noch Klavier spielen. Sie würde heiraten. Ja, dachte Inge, vielleicht würde sie bereits im Sommer heiraten, aus reiner Freude darüber, dass der Krieg vorbei wäre. Allerdings nur, wenn Wolfgang damit einverstanden wäre, dass sie auch als verheiratete Frau ihr Studium beendete.

Ihr Studium. Wie weit das Konservatorium doch entfernt schien in diesen Tagen. Vor über einem Jahr hatten sie Herrn Koschnik, ihren Klavierlehrer, zum Kriegsdienst eingezogen.

»Üben, üben, üben, damit die Finger nicht faul werden«, hatte er Inge noch beschworen. »Der Rest ergibt sich von selbst.«

Am Anfang hatte sie ja auch nicht nachgelassen in ihren Bemühungen. Aber mit der Zeit setzte sie sich immer seltener ans Klavier. Die Sonate in C-Dur von Mozart lag nun schon wochenlang auf dem Flügel in Hohenau, ohne dass Inge nennenswerte Fortschritte in dem Stück gemacht hätte. Wer hätte auch damit gerechnet, dass Herr Koschnik so lange wegbleiben würde.

Inge lehnte sich nach vorn, sodass ihr Oberkörper den Pferderücken berührte. Die seidige, schwarze Mähne streichelte ihr Gesicht. Dieser vertraute, warme Geruch. Alles wird gut, sagte dieser Geruch.

Hinter sich hörte sie das Geräusch eines Motors. Sie lenkte Jonny an den Straßenrand, während sie sich gleichzeitig nach dem Automobil umdrehte.

Es war ein dunkelgrüner Opel.

Wolfgangs Wagen.

Aber Wolfgang war weit weg. Wolfgang war bei seiner Fliegerstaffel in Staaken. Wenn er nicht gerade über Land flog und feindliche Flieger jagte. Sieben Abschüsse hatte er bereits erzielt. Nach dem zehnten bekam man das eiserne Kreuz verliehen.

Nein, Wolfgang konnte nicht hier sein, dachte Inge. Aber im selben Moment sprang er aus dem Wagen. Er trug seine Uniform, die dunkle Jacke mit den hellen Kragenecken. Auf der Schirmmütze der Adler der Luftwaffe mit dem Hakenkreuz in den Krallen. Wie gut er aussah! Inges Herz begann nervös zu trappeln, wie Jonny, wenn ihn etwas erschreckte.

Wolfgang von Brandt. Sie kannte ihn fast ihr ganzes Leben lang. Dennoch zitterte ihre Stimme, wenn sie mit ihm

sprach. Seit sie sich erinnern konnte, hatte sie ihn geliebt. Wolfgang hatte sie dagegen erst vor einem Jahr zur Kenntnis genommen, als er auf Fronturlaub auf Tockenhof gewesen war. Kurz danach hatte er sie zum ersten Mal geküsst. Und in seinem letzten Fronturlaub im Juni hatten sie sich dann verlobt. Heimlich, ohne das Wissen ihrer oder seiner Eltern, hatte Wolfgang Inge einen Ring an den Finger gesteckt.

»Du bist jetzt mein«, hatte er gesagt, bevor er sie geküsst hatte.

Danach war er wieder zurück an die Front gefahren. Er war Leutnant, das war ein hoher Rang, dafür dass er erst dreiundzwanzig Jahre alt war. Seit drei Monaten war er außerdem auch Gruppenkommandeur, weil er sich so hervorragend bewährt hatte. Wolfgang kam aus einer Offiziersfamilie, sein Großvater war General a. D. und zwei seiner Onkel waren hoch dekorierte Kriegshelden. Das Kriegerische lag ihm im Blut.

Als der Krieg vor fünf Jahren begonnen hatte, war er gerade achtzehn Jahre alt geworden. Er hatte sich sofort freiwillig gemeldet und war als Offiziersanwärter in die Wehrmacht* aufgenommen worden. »Der Krieg kam zur rechten Zeit«, sagte er immer. »Wenn es keinen Krieg gegeben hätte, dann wäre ich womöglich auf Tockenhof versauert wie mein Vater.«

Denn im Gegensatz zum Großteil seiner Familie war Herold von Brandt, Wolfgangs Vater, nie im Krieg gewesen.

»Großvater hat ihn im Grunde seines Herzens immer ein bisschen verachtet, weil er nicht gedient hat«, hatte Wolfgang Inge einmal anvertraut.

Aber jetzt erfüllte der Enkel die Träume des alten Herrn.

»Wir werden den Feind kurz und klein schlagen«, schrieb Wolfgang Inge von der Front. »Es dauert nicht mehr lange,

bis er am Boden ist. Dann kehre ich endlich heim zu dir, mein Kind.«

Mein Kind. Es gefiel Inge nicht, wenn Wolfgang sie so nannte. *Mein Herz* oder *meine Seele* schrieb er auch manchmal, das fand sie schon besser.

Sie band alle seine Briefe mit einem rosaroten Seidenband zusammen und bewahrte sie in der untersten Schublade ihrer Schleiflackkommode auf.

Warum hielt sie die Verlobung vor ihren Eltern geheim? Sie wussten natürlich, dass Wolfgang in seinem Urlaub mit Inge ausritt oder sie zum Tanz ausführte. Aber sie glaubten, dass es nur eine lose Verbindung sei. Oder jedenfalls hofften sie es.

»Er ist viel zu alt für dich«, sagte Inges Mutter immer.

»Er hat nur den Krieg im Kopf. Im Frieden ist er zu nichts zu gebrauchen«, meinte ihr Vater.

Er mochte Wolfgang von Brandt nicht. Auch zu Herold von Brandt, Wolfgangs Vater, hatte er nur ein sehr distanzierendes Verhältnis. Dabei hatten Herr Baken und Herr von Brandt so vieles gemeinsam – sie waren beide Gutsherren, beide hatten nicht gedient, beide waren nicht eingezogen worden –, dennoch kam Herold von Brandt niemals zum Stammtisch der Übriggebliebenen in die Goldene Glocke. Ihre fehlende Freundschaft hatte etwas mit Politik zu tun, so viel wusste Inge, aber mehr wusste sie nicht, denn sie interessierte sich nicht für Politik.

»Noch drei Jahre, dann bist du volljährig«, sagte Wolfgang. »Dann kannst du tun und lassen, was du willst.« Aber drei Jahre lang wollten sie natürlich nicht warten. Sie würden schon einen Weg finden, früher zu heiraten. Wenn der Krieg endlich einmal vorüber wäre.

»Was tust du hier?«, fragte Inge Wolfgang, während sie von Jonnys Rücken sprang.

»Wie gut, dass ich dich treffe!«, rief Wolfgang. Er legte seine Hände auf ihre Schultern und küsste sie. Sie machte sich los und sah sich erschrocken um.

»Wenn uns jemand sieht!«

»Und wenn schon.«

»Warum bist du nach Hause gekommen?«

»Sie haben mich angerufen. Meine Mutter ist schwer krank. Vielleicht stirbt sie.«

»Du liebe Zeit!« Seit Inge Wolfgang liebte, war seine Mutter krank. Also schon immer. Alle paar Wochen wurde der Pfarrer nach Gut Tockenhof geholt, damit er Frau von Brandt aufs Sterben vorbereitete. Nun war es also wieder einmal so weit. Aber vielleicht starb sie diesmal ja wirklich.

»Warst du schon bei ihr?«

»Nein, ich wollte zuerst zu dir.«

Also nahm er die Nachricht auch nicht ernst. Dennoch war er von der Front zurückgekommen. Vielleicht war es ja die Sehnsucht nach Inge, die ihn hierhergebracht hatte.

»Wie lange wirst du bleiben?«

»Das kommt darauf an. Lange kann ich mich bestimmt nicht aufhalten.«

Inge nickte. Erst jetzt stellte sie fest, dass Wolfgang sein Haar anders trug. Statt nach hinten gekämmt hatte er es nun zur Seite gescheitelt. Die neue Frisur ließ sein Gesicht kantiger erscheinen. Noch männlicher.

Er schien ihren Blick zu spüren. Sein Gesicht näherte sich dem ihren, sein Seitenscheitel berührte ihre Stirn. Er küsste sie, und diesmal erwiderte sie seinen Kuss. Sie spürte seine Zunge an ihren Zähnen. Seine Hände wanderten von ihren Schultern nach vorn, nach unten.

Sie machte sich wieder los.

Er grinste. »Du hast ja recht. Ich muss weiter.«

»Sag deiner Mutter ... ach nein, sag ihr lieber nichts ...«

Er küsste sie ein letztes Mal, aber diesmal nur auf die Wange.

Sie blickte seinem Automobil nach, bis es im Wald verschwunden war.

Als sie wieder aufsaß, sah sie das Fuhrwerk an der Biegung des Weges. Auf dem Bock saß die Polin, wahrscheinlich wollte sie mit dem Wagen aufs Feld, obwohl es schon reichlich spät war. Ob sie gesehen hatte, wie Wolfgang sie geküsst hatte?

Die Entfernung zwischen ihnen war ziemlich groß. Dennoch hatte Inge den Eindruck, dass die Polin sie anstarrte.

Inge startete zurück. Die Polin hob die Zügel, der Wagen fuhr auf Inge zu, aber kurz bevor er sie erreicht hatte, bog er an einer Abzweigung ab.

»Sie kann nichts gesehen haben«, murmelte Inge.

Und wenn schon.